

Robert Hiller.

Eine Familien-Geschichte von Bernhard Müllner.
(Fortsetzung.)

Der Konjul zitterte heftig am ganzen Körper. „Knahe!“ sagte er heiß und gedämpft, indem er Robert Hillers Arm presste. „Soll ich Dir sagen, wie unfähig ich selbst darum gelitten habe! wie unfähig ich noch leide!“

Robert Hiller schüttelte des Vaters Hand von sich ab und entgegnete verärgert:

„Du ledest, sagst Du? Du? — Ach, die Mutter und ich, wir erdulden, was leiden heißt — wa! In dem kleinen Kiste, wogin Du uns verstopfen, verachtete man uns, die ganze Stadt wußte um unsere Schande. Wenn meine Mutter das Haus verließ, schlich sie gebeugten Hauptes durch die Gassen, und in der Kirche setzte sie sich stets auf die letzte Bank, zunächst der Kirchentür, und ihre demüthigten, furchtsamen Augen hatten einen Ausdruck, als ob sie es dem Prediger und der ganzen Gemeinde abbiten wollte, daß sie an der Hand einen großen Sohn führe, dessen Vater sie nicht nennen durfte. O, der Schmach, des Sammers!“ Er schluchzte nun laut auf.

Konjul Warrenstädt hatte die Hand über die Augen gelegt und still zugehört. „Armes Weib!“ murmelte er. Robert Hiller wuschte sich die Thränen ab, die ihm über die Wangen liefen, und sprach weiter:

„Ich ging ahnungslos einher, bis mich eines Tages ein Knahe im kindlichen Streite mit der geballten Faust ins Gesicht schlug und midg: „Du Bastard!“ schimpfte. Nie in meinem Leben vergesse ich das Gesicht meiner Mutter, als ich zu ihr nach Hause gelaufen kam und fragte: „Sie schelten mich nach dem Bastard, Mutter, was ist ein Bastard?“ — Alles Blut wich aus ihrem lieben Antlitz, sie sah auf mich herab mit der tödtlichsten Angst und Scham, aber sie sagte nichts — nicht ein Wort. Erst später, bei meiner Confirmation, geschah sie mir unter heißen, heißen Thränen die ganze Wahrheit. — Und siehe Frau, die Du so grenzenlos elend machtest, hatte nie ein hartes Wort gegen Dich. Sie liebte Dich immer noch mit aller Kraft ihres gemüthbedenkten Herzens. Wenn ich oft wild gegen Dich anbräute, fand sie tausend entschuldigende Gründe für Dein Benehmen. Sie starb, und ihr letztes Wort war ein Gebet für Dich.“

Der Konjul war wieder auf den Stuhl gesunken und hatte das Gesicht auf seinen Arm gelegt, er konnte seinem Sohne in diesem Augenblick nicht ins Antlitz sehen, er flüsterte nur: „Für mich — ein Gebet.“

„Weirtheile Deinen Vater nicht zu hart, Robert, sagte sie im Grunde genommen, konnte er nicht anders handeln. Glaube mir, er liebt uns Beide dennoch — Segen über ihn! So ging sie hinüber in das Land des ewigen Friedens.“

Wieder war es still geworden in dem engen, halb dunklen Gemache, ganz still. Robert Hiller stand an dem schmalen Fenster, von seinen Erinnerungen schwer bedrückt, lehnte den Kopf gegen den Rahmen und starrte hinunter in den tiefen Hofraum, wo die Sonne, die mittlerweile über das Dach gegliedert war, einzelne Streifenlichter zu zeichnen begann.

Konjul Warrenstädt aber saß, in tiefe Gedanken versunken, regungslos auf seinem Platze. Die Vergangenheit zog an seinem Gesichte vorüber, und die Bilder, die sie ihm zeigte, mußten hold und lieblich sein, denn mit einem ganz veränderten, beinahe schmerzlichen Gesichtsausdruck fand er endlich auf und ging zu seinem Sohne hin.

„Ja, es ist wahr“, sprach er leise und mit einer weichen Zartheit, die man seiner Stimme niemals zugehört hätte, indem er Robert an der Hand nahm, und dieser entzog sie ihm diesmal nicht, „es ist wahr, ich habe sie geliebt, unaussprechlich geliebt, und wir waren einst sehr glücklich mit einander! Und ich liebe auch Dich, mein Sohn. Aber das Vorurtheil der Welt stand zwischen uns, und ich hatte nicht den Muth, es zu brechen. Und Du verlangst, daß ich jetzt thun soll, wozu mir damals die Kraft fehlte — jetzt, wo Alles, was mir heilig und theuer ist, auf dem Spiele steht — wo ich meine Frau, meine Kinder eben so elend machen müßte, wie ich Euch Beide gemacht! — Ach, Robert, Du kennst sie nicht, weißt nicht, wie gut sie sind — mein braves, treues Weib, mein wackerer Sohn, meine engelsirenen Töchter! O, ich soll sie in Gram und Klummer stützen, soll sie mich verachten lehren, um die gerecht zu werden! Hüthst Du nun, was ich leide?“

In Robert Hiller wollte sich der alte Trotz wieder aufbäumen, aber sein Born war getrocknet, und er entgegnete weich, fast leise:

„Wirk ich denn nicht auch gegen das Vorurtheil der Welt ankämpfen? Vergessete es nicht meinen ganzen Lebensweg? Mit Zittern und Zagen nur trete ich in die Defensivstellung, der Mangel meiner Geburt läßt alle Kraft in mir. Ich bin ja auch nur ein Mensch, ein schwacher Mensch! Das lange Leid hat mein Gemüth verdirrt, ich bin trüb und neidisch geworden. Als ich in Berlin zum ersten Male Adolf sah, Deinen legitimen Sohn — reich, gelehrt, bei Allen hoch angesehen und beliebt — da war ich nahe daran, meinen eigenen Bruder

zu hassen. Gott sei Dank, ich siegte in diesem schweren Kampfe!“

Des Konjuls Hände schlossen sich fester um seines Sohnes Hand. „Armer Westköpfer!“ sagte er gerührt. „Ja, es ist nur zu wahr, ich bin Dir kein wahrer Vater gewesen, und Du hast eine traurige Jugend erlebt. Aber um meiner Frau und Kinder willen bitte ich Dich.“

„Vater!“ kam es mild, fast liebevoll von Roberts Lippen. „Ich habe in New-York einen Geschäftsfreund“, fuhr Konjul Warrenstädt in dringendem Tone fort, „an ihn werde ich Dich empfehlen — und ich gebe Dir den vierten Theil meines Vermögens.“

Da schwand alle Wildheit und Sanftmuth aus des jungen Mannes Antlitz, seine Augen sprühten zornige Funken, und heftig rief er:

„Du bieselst mir Geld, und ich hat um meinen ehrlichen Namen! Du schickst mich über's Meer, und mich verlangte nach einem Vaterhause!“

Der Konjul stieß einen Schrei aus, von Schmerz und Angst erpresst, und verbißte das Gesicht mit den Händen. Ein heftiger Kampf tobte in seinem Innern. Nach einer Weile ließ er die Hände sinken und sagte gefaßt und ruhig:

„Nun wohl, so bleibe.“

„Du meinst?“

„Du sollst in mein Haus kommen, Du sollst Zeuge meines Familienglücks sein — und dann sage mir, ob Du das Herz hast, es zu vernichten!“

Robert Hiller antwortete nicht gleich. Daran hatte er nicht gedacht!

„Du willst nicht?“ fragte der Konjul.

Der junge Mann nickte wehmüthig mit dem Kopfe und entgegnete nach einer kleinen Pause:

„Gut. Wann kann ich kommen?“

„Am nächsten Sonntag, dann kommen stets Fremde zu uns.“

„Fremde?“ Es klang wie ein Aufschrei aus diesem Worte, und Robert Hillers Augen suchten den Vater.

Dieser vernied den Blick und erwiderte kurz und gemessen:

„Ja, Fremde — Adieu!“ Damit wandte er sich zur Thüre.

„Adieu“, sagte Robert mechanisch, ohne sich zu regen.

Der Konjul blieb an der Schwelle stehen, drehte sich dann um und schlifferte, dem jungen Manne die Hand hinreichend: „Robert!“

Dieser war schon an seiner Seite. „Vater!“ sagte er laut und innig, ihm die Hand reichend.

Einen Augenblick schien es, als wollte Konjul Warrenstädt seinen Sohn an die Brust legen, aber er unterdrückte fast gewaltsam diese Bewegung, rief sich los und eilte hinaus.

Im nächsten Moment schloß sich die Thüre zwischen Vater und Sohn.

Es war am Sonntag Nachmittag. Im Garten hinter der Villa des Konjuls, unter dem großen Kastanienbaume, war der Kaffeetisch servirt, um welchen die Familienmitglieder vertheilt waren, zu denen sich der Dntel Doktor und der Redakteur gesellt hatten.

Frau Sophie hatte lange damit gedögert, ehe sie den Kaffee auftragen ließ. Jetzt stillte sie den bühenden Kranz langsam in die Tassen und sagte, nach ihrem Manne hinübersehend:

„Er kommt nicht!“

Der Konjul blickte flüchtig von seiner Zeitung auf, in die er sehr vertieft war, und machte eine Bewegung mit dem Kopfe, die sowohl Ja als Nein bedeuten konnte.

„Sie erwarten noch Gäste, Frau Warrenstädt?“ fragte der Redakteur.

„Ja, Herr Hiller. — Mein Mann sagt, daß ihre Feindschaft auf einem Mißverständnisse beruht.“

Der Redakteur machte vermunterte Augen. „Sieh, sieh!“ sagte er, „also ein Mißverständniß? Aber Sie pflegen doch sonst nicht der Mann zu sein, Herr Konjul, der sich so leicht irrt.“

„Was wollen Sie, mein Lieber“, gab der Angeredete zur Antwort, ohne von seiner Bekümmertemporzubilden, „wir sind eben Alle schwache Menschen und dem Irrthum unterworfen.“

„Goldene Worte!“ fiel der Dntel Doktor ein, „goldene Worte!“

„Wir wollen Alle recht freundlich zu ihm sein, wenn er kommt“, sagte die sanfte Gertrud.

„O, ich muß ihm noch einmal recht ordentlich meinen Dank aussprechen — denn ohne ihn sähe ich jetzt nicht hier bei Euch!“ bemerkte die kleine, reizige Aurelle eifrig.

„Ich höre die Handstübchen!“ rief Adolf, indem er aufsprang. „Er wird es sein, ich will ihm entgegen!“ Er rannte davon.

„Man sollte glauben, es werde hier ein Prinz von Gebilte erwartet!“ sagte der Redakteur bei sich selbst.

Im nächsten Augenblick sah man die beiden jungen Männer Arm in Arm auf dem gelben Kieswege daherkommen. Robert Hiller, im sorgfältigen schwarzen Gesellschaftsanzuge, sah blaß und düstern aus, er überragte seinen Begleiter fast um Haupteslänge. Sein Auge brannte unruhig.

Man sah den Rabenden erwartungsvoll entgegen.

„Wie zwei Brüder!“ rief der Dntel Doktor, als sie schon ganz nahe waren.

„Wie zwei Brüder! Die Worte haben dem Konjul wie eine Dolchspitze durch's Herz, seine Stirn bedeckte sich mit einer kalten Nässe, und er lenkte den Kopf tiefer in seine Zeitung hinein. Frau Sophies Augen leuchteten nach ihrem Manne hin, und sie presste für einen Moment die Hand an ihr Herz.“

Alle hatten sich erhoben, als nun die beiden Jünglinge an den Tisch herantraten. Auch der Konjul machte einen schwachen Versuch aufzustehen, ließ sich aber gleich wieder in seinen Sessel zurücksinken, der Zeitungsbettel, den er eben las, war offenbar zu interessant.

„Willkommen! Herzlich willkommen zum zweiten Male!“ rief Frau Sophie mit Wärme, mit beiden Händen Robert Hillers Hand ergreifend. „Ach, Hoffe, Herr Hiller, Sie haben vergeben und vergessen. Ich freue mich von ganzem Herzen, Sie wieder bei uns begrüßen zu können!“

„Zu viel Güte, gnädige Frau!“ erwiderte der junge Mann eigenthümlich befangen, und sodann an den Hausherrn herantretend, machte er diesem eine höfliche Verbeugung.

„Willkommen, Herr Hiller!“ sagte der Konjul scheinbar leichtsin, ohne jedoch seine Zeitungskleure zu unterbrechen, „Sie sehen, wir sind hier ganz an familie.“

„Die Hausfrau ergreift wieder Roberts Hand und führte ihn auf seinen Platz an ihrer Seite. „Aber nun bitte ich, das Veräumte nachzuholen“, sagte sie freundlich, „der Kaffee wartet schon zu lange.“

Sie füllte ihm die Tasse, während ihm Gertrud vorsorglich Zucker und Sahne reichte und ihn liebevoll aufmunternd dabei ansah.

„Ach, ich vergaß ja!“ rief Adolf lachend. „Ich muß meinen Freund Hiller mit meiner Familie und den Uebrigen näher bekannt machen!“ Und rasch stellte er ihm die Anwesenden vor, die Robert Hiller zum Theil in seinem Innern schon so vertraut waren. Hatte er doch während Adolfs Krantheit ihm immer die Briefe seiner Familie vorlesen müssen!

„Nicht kennen Sie schon nur zu gut!“ rief Fräulein Aurelle lachend, „wir machten die Bekanntschaft im Wajer!“

Ueber Roberts Züge flog nun auch ein betterer Schein. „Ach, Fräulein Aurelle,“ sagte er lachend, „ich freue mich, zu sehen, daß Ihr unfeinwilliges Bad keine schlimmen Folgen hatte.“

„Wir sind Ihnen Alle so dankbar!“ sagte Gertrud einfach und herzlich, ihm die Hand über den Tisch reichend.

Frau Sophie fügte diesen Worten nichts hinzu, als: „Mein Lieber Herr Hiller!“ — aber in einem Tone und von einem Blicke begleitet, daß Robert an sein Mittertäglich denken mußte.

Es war ihm unbeschreiblich zu Muthe, und ein niegekanntes Gefühl schlich ihm ins Herz hinein.

Bald wurde die Unterhaltung nun allgemeiner und belehender, Robert Hiller erries sich als ein interessanter und liebenswürdiger Gesellschafter.

Im Laufe des Nachmittags wurde ein Spiel vorgeschlagen. Fräulein Gertrud wünschte Croquet zu spielen, während die muntere Aurelle eine Partie Regel vorschlug.

Aber es zeigte sich, daß Robert Hiller keins von beiden kannte.

„Welches Gesellschaftsspiel ist Ihnen denn bekannt?“ fragte die sanfte Gertrud.

„Eher kein!“ war seine Antwort.

„Aber das ist doch sonderbar“, rief Aurelle erstaunt, „Sie können ja gar nichts!“

„Sein schwermüthiges Auge wandte sich ihr zu. „Ich habe so wenig Gelegenheit gehabt, an den Freunden des Familienlebens theilzunehmen“, sagte er leise, „ich habe bisher sehr einsam gelebt.“

Gertruds Augen wurden feucht, und sie fragte theilnahmsvoll: „Sind Ihre Eltern todt?“

„Todt!“ erwiderte er nach einer Pause langsam, indem sein Blick zu dem Konjul hinüberflog, der mit dem Dntel Doktor und dem Redakteur im Gespräch unter dem Balcon des Hauses stand.

Und wieder folgte Frau Sophies Auge diesen seltsamen Blicke, und noch sanfter, beinahe liebevoll sagte sie zu dem jungen Manne:

„Ich hoffe, Sie besuchen uns recht oft, Herr Hiller!“

Dieser verbeugte sich flüchtig, er hätte ihr in diesem Augenblicke nicht zu antworten vermocht.

Nach und nach war der Abend hereinzugelassen. „Dntel Doktor“ Warrenstädt und der Redakteur empfanden sich, und die Familie ging mit ihrem Gaste ins Haus.

Im Salon wurden die Lampen angezündet. Gertrud setzte sich ans Klavier, Adolf und Aurelle vertieften sich, am Tische sitzend, in's Schachspiel, und die Mutter nahm mit einer Handarbeit neben ihnen im Sopha Platz. Der Konjul hatte sich zurückgezogen.

Robert Hiller lehnte eine Zeit lang stumm am Fenster, lauschte den Tönen, die unter Gertruds kunstfertigen Fingern erklangen, und blickte auf die traulich-friedliche Gruppe um den Sophatisch.

Es wurde ihm wunderbar zu Muthe, schwerer und schwerer presste es sich ihm aufs Herz. Ach, dieses holde Familienleben, von ihm nie gekannt, nur geahnt — da

Tag es vor ihm! Aber durste er in dasselbe eintreten?
durste er den Frieden, die Eintracht dieser guten Men-
schen stören? Hatte er denn ein Recht dazu, das schöne
Band, das diese lebenswürdige Familie unter einander
verknüpfte, durch sein so unerwartetes, kompromittiren-
des Erscheinen zu lockern und zu zerschneiden? — D,
er kam sich plötzlich so egoistisch, so unedel vor, weil er in
seiner Verblendung den Vater zwingen wollte, ihn als gleich-
berechtigt in seiner Familie aufzunehmen, dadurch den
Lebensfrieden und das Glück der Seinen aufs Spiel zu
setzen.

Nein, er ertrug es nicht länger, die Luft hier im Zim-
mer erdriete ihn! Er nahm seinen Hut und schlich sich
leise hinaus.

Draußen war der Mond heraufgestiegen und warf durch
die Zweige der Bäume Silberfunken über den Weg, längs
der Beranda hin. Drinnen war Getrübts Spiel in ein
stetliches Notturno übergegangen, dessen Klänge schmerz-
nützlich in die Nacht hinaustrauften.

Auf der Beranda blieb Robert still stehen und blickte
zurück ins Zimmer, das ihm im Rahmen des Fensters
wie ein liebliches Bild erschien — ach, ein unvergessliches
Bild, das er als beste Erinnerung mit sich nahm auf
seinen nun ganz einsamen Lebensweg.

Er wandte sich um und schritt die Stufen hinunter.
Da stand der Konjul vor ihm. Der Mond war einen
Strauß auf sein Gesicht und ließ es geisterhaft bleich er-
scheinen.

Vater und Sohn standen sich eine Zeit lang gegenüber,
ohne ein Wort zu sprechen. Ueber ihnen aber am Fen-
ster, in den dunklen Falten der Gardine versteckt, tauchte
ein weißes, stilles Gesant auf.

Endlich brach der Konjul das ernste Schweigen mit
den Worten:

„Nun, Robert, hast Du jetzt das Herz dazu, das Glück
meines Hauses zu vernichten?“ Seine Stimme klang sehr
weich.

„Nein, Vater“, antwortete der junge Mann tief bewegt,
indem er des Konjuls Hand drückte, „sei unbeforgt, ich
reize — Du wirst mich niemals wieder sehen.“

„Du willst reizen?“ Die Frage kam fast atemlos
herüber.

„Ja, zu Deinem Geschäftsfreunde in New-York, wie
Du es wünschtest.“

„Wann?“

„Heute noch — logleisch.“

„So komme hinein und sage ihnen Lebenswohl — mei-
nen Kindern — Adolf, Deinem Freunde und Bruder —“

„Ja, meinem Bruder!“

„Und — und — meiner Frau!“

(Schluß folgt.)

Der Teufel in Berlin.

Eine kulturgeschichtliche Skizze von A. Ostf. Kaufmann.

Nicht immer war die Stadt Berlin, die nun schon seit
einigen Generationen den stolzen Titel „Stadt der In-
telligenz“ führt, in Wirklichkeit ein Ort der Aufklärung.
Der finstere Aberglaube vielmehr und vor Allem der
feste Glaube an den Teufel und seine Macht hielt durch
Jahrhunderte die Gemüther der Berliner Bürger in
Schrecken. Ja, diese Teufelsfurcht ist wohl erst vor einer
Zeit vollständig geschwunden, die näher liegt, als man
vermuten dürfte.

Bei den Berliner Autochthonen, die dort einst ihre
finsternen Uralvätergötter hatten, wo jetzt der preussische
Parademarsch ertönt und der Strom des Weltverkehrs
durch glänzende, mit Palästen besetzte Straßen flutet,
gab es ein böses Prinzip, den Gott des Jorns in Her-
nebog (schwarzer Gott), der auch auf dem Boden des
jetzigen Berlins (Petrifische?) seine Tempel und seine
Verehrung hatte und der in der Gestalt des christlichen
Teufels zurückgeblieben zu sein scheint, als die Wesen
den Heidenthum längst entlag und sich besiegelt unter
die germanische Kultur gebeugt hatten.

Wir wollen nicht auf die dunklen Zeiten vor dem Ab-
lauf der ersten 1000 Jahre nach Christi Geburt zurück-
gehen, um die Macht des Teufels und den Glauben an
ihn in Berlin zu untersuchen, denn in jenen Zeiten wäre
die mangelnde Aufklärung in Berlin kein Wunder gewesen,
betrachten wir vielmehr jene Zeit, von der man wohl an-
nehmen könnte, daß in ihr der persönliche Teufel bereits
bei den Berlinern um seine Autorität gekommen sein mußte.

Der erste Teufel, dem wir in der Zeit der Reformation,
also am Anfang des 16. Jahrhunderts, in Berlin bege-
gen, ist glücklicherweise kein alljährlicher. Es ist dies
der „Höllenweibel“ und sein Vater ein frommer Herr, näm-
lich der Hofprediger Mänslein, oder, wie er sich nach der
Seite der damaligen Gelehrten lateinisch nannte, Mas-
culus.

Es war damals — und zwar erstanden die Land-
rechte diese Mode — eine neue Tracht, die Pluderhosen,
aufgenommen, welche viel Aergerniß erregten. Sie för-
derten die Verschwendungssucht, denn zu einer anständigen
Pluderhose brauchte man 60—70 Ellen Seidenstoff oder
anderen wertvollen Stoff und trotzdem war diese Lan-
ge von Stoff so unfruchtbar verwendet, daß ein großer
Theil der Beire unbedeckt blieb und das Schicksalsgefühl
in großer Weise verletz wurde. Die Prediger jener
Zeit domneten insgesamt von den Kanzeln herab gegen
die nichtswürdige Mode, ohne ihr dadurch jedoch Abbruch
zu thun. Hofprediger Mänslein aber ging dem Teufels-
weib mit der Feder zu Leibe und schrieb seine:
„Vermahnung und Verwarnung zum zerluderten, zer-
pluderten, zucht- und ehrvergeßenen Höllenweibel.“
Das Werk ist nicht nur durch seinen beachtlichen pole-

mischen Zweck interessant, es ist auch durch seinen Inhalt
von hoher kulturgeschichtlicher Bedeutung und wohl der
näheren Betrachtung werth. In kräftigen Worten tritt
der würdige Herr gegen das Teufelsweib auf, das er mit
den stärksten Ausdrücken belegt und als Sünden gegen die
Natur, gegen Gott und die Tugend bezeichnet. Gott habe
Adam und seinem Weibe Hölle von Hellen gemacht und
sie ihnen angezogen und gar fleißig habe sich Adam mit
dem Belze bebedt. Die Pluderhosen aber gäben mit ihrer
Entblößung Aergerniß und seien gegen Gottes Ordnung.
So sei wohl zu fürchten, daß Gott durch die Pluderhosen
auf das Stärkste gereizt, heute oder morgen den Türken
in das Land schide, auf daß er den Deutschen die Beine
eben so zerhaue und zerziehe, als die Hosen zerlammt seien.
„Man sagt ferner“, daß erst noch in diesem Jahr der
Sohn eines vornehmen Mannes sich gar drei Läge an
den Pluderhosen machen ließ, eine Frevelthat, wegen der
solchen Umständen werde auch wohl das jüngste Gericht
nicht mehr allzulange auf sich warten lassen.“ Auch gegen
das vierte Gebot sündigt der Höllenweibel und seine An-
hänger, indem die neue Tracht eine Verachtung der Eltern
und Vorfahren bedingt. Wenn die Verstorbene aufstehen
würden, müßten sie dieselben verfluchen, weil sie sich zu
Unmenschen machen und auch wegen der großen Kosten,
welche solche Hosen verursachen. Habe doch ein Lands-
knecht 99 Ellen zu solchen Hosen verwendet und auf die
Frage, warum er nicht hundert Ellen genommen, entgeg-
net: „Nunundnenzig sei ein längerer und landsknecht-
licheres Wort als hundert.“

Die Sünde des zerlammtens Teufels richte sich auch
gegen Gemohnheit, Gebrauch und Recht aller Völker,
gegen die Religion und gegen die Lehre des heiligen Evan-
gelii. Alle, die solche Hosen tragen, nennt der fromme
Eiferer: „des neuen aus dem allerhöchsten Ort der Hölle
heraufkommenden Höllenweibels geschmorne und zugehane
Hosen und Hofgeschide, durch welche der Teufel das
hohe und theure Wort Gottes verunreinigt, das heilige
Evangelium verunehrt, zum Aergerniß, bösen Beispiel und
Uebelnachreden setzt und bringt, daß sich die Feinde des
Herrn Christi und seiner Lehre daran stoßen, ärgern und
schließen, daß nicht möglich sei, man singe, sage und schreibe
von dieser Lehre, was man will, daß sie von Gott sei!“
So geht es durch das ganze Büchlein hindurch, die
Krausdrücke werden nicht gepart und alles Unheil dem
lethalißten Höllenweibel zugerechnet, welcher persönlich sich
in Berlin aufhalte und die Menschen bedröbe.

Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts wurden die
Berliner noch mehr durch den leidbälligen Teufel beun-
ruhigt, der diesmal als Diener eines Gelehrten und dessen
gehorsamer Geist in die Mauern der Stadt eingezoen
war. In dem „grauen Kloster“, in dessen Mauern noch
heute das berühmte Gymnasium sich befindet, dessen
Schüler auch einst Friedrich Bismarck gewesen, hatte im
Jahre 1572 der große Gelehrte Thurneisser, der Leibarzt
des Kurfürsten Johann Georg, seine Wohnung genommen.
Er galt wohl für den gelehrtesten Mann seiner Zeit und
gleichzeitig für denjenigen, der die meiste Gewalt über alle
Mächte über und unter der Erde habe, und so bildete sich
den auch in kurzer Zeit eine Sage aus, die Thurneisser zum
„Berliner Faust“ machte und ihm ein Bündniß mit
dem Teufel zuschrieb. Die Furcht vor dem Zauberer war
so groß, daß sich die guten Berliner nicht mehr am Tage
an dem düstern Gebäude in der Klosterstraße vorüber-
trauten und daß man allen Ernstes glaubte, der Teufel
süße beständig in der Gestalt eines großen, schwarzen
Hundes auf dem Firle des Dachs.

Man wußte ja, Thurneisser hielt heimliche Sitzungen
in seinem Laboratorium mit dem Kurfürsten und versuchte
die Kunst, Gold zu machen. Das war natürlich nur
möglich, wenn er mit dem Schwarzen im Bunde stand,
und wohl auch nur durch dessen Hilfe zittre er auf Wunsch
des Kurfürsten Geister, bei deren Anblick der fürstliche
Herr in Ohnmacht gelassen sein soll.

Noch heute befindet sich in der Berliner Kunstammer
ein Nagel, der halb aus Eisen, halb aus Gold besteht
und der seiner Zeit, als von Thurneisser zerlammt, für
ein Teufelsweib gehalten wurde. Der Gelehrte hatte den
Nagel, der ganz aus Eisen bestand, in Gegenwart des
Kurfürsten angeblich zur Hälfte in Gold verwandelt. Die
moderne Zeit ist so unglücklich, dieses Kunststück Thurneissers
für einen Schwindel zu erklären und das ganze Experi-
ment auf eine allerdings nicht leichte Verhöhnung eines
Stück Goldes mit einem Stück Eisen zurückzuführen. In
damaliger Zeit mag man überhaupt nicht im Stande ge-
wesen sein, diese beiden Metalle zu schweißen, und so wurde
es Thurneisser, der diese Kunst kannte, leicht, auch den
Kurfürsten zu täuschen. Die Berliner waren sehr zuffie-
den, als Thurneisser im Jahre 1584 von Berlin abreiste,
um nicht mehr wiederzukommen.

Der Grund seiner Entscheidung ist nicht bekannt; er
schied von dem Kurfürsten im besten Einvernehmen und
sollte diesem sogar noch nach Dresden nachkommen, wohin
Johann Georg zur Verheiratung seiner Tochter mit dem
Kurfürsten Christian von Sachsen gereist war.
Dieses gemüthvolle Verwidnen brachte natürlich
die Berliner glauben stief und fest, daß ihn — nach Ab-
lauf des Kontraktes mit dem Teufel — dieser selbst ge-
holt habe. Thurneisser soll 1595 in Italien — nach
anderer Version in Köln — verstorben sein. Er war für
damalige Verhältnisse ein wirklich ausnehmend unterrich-
teter Mensch, der es verstand, mit seinen Kenntnissen auch
gelehrten Leuten zu imponiren.

Die furchtbare Zeit des dreißigjährigen Krieges, durch
die die Mark Brandenburg und Berlin außerordentlich
litten, machte die Gemüther der übrig gebliebenen Leben-

den nur zu empfänglich für den Glauben an allerlei über-
irdische Gewalt und auch an die Macht des Teufels. Die
Grenze, welche jene Menschen durchsetzt hatten, die furcht-
bare Noth, die entsetzliche Ungerechtigkeit und blutige
Grausamkeit, die sie um sich herum bringen müßten sehen,
müßten die Leute zu dem Glauben bringen, daß die Welt
aus ihren Fugen gehe und nicht mehr Gottes gnädiger
Wille, sondern allerlei unheimliche Mächte die Oberhand
hätten. Wie uns in der Chronik von Müller erzählt
wird, wurde damals Berlin auf das fürstlichste durch
zwei Teufelserscheinungen erschreckt. Das eine Mal pa-
zierte der Teufel am hellen Mittag über die Dächer der
Brüderburg und soll von einer ganzen Anzahl von Men-
schen deutlich gesehen worden sein. Im Jahre 1670 er-
schien er wiederum, und zwar einem Bäuerlein aus Hönau,
welches etliche Scheffel Mittags aus Berlin fahren
wollte. Mäßig stand sein Pferd still und war weber
durch Jureken noch durch Gewalt von der Stelle zu drin-
gen. Als der Bauer sich umsch, erblickte er auf seinem
Wagen ein altes häßliches Weib, welches Gott lästerte
zu verfluchen suchte, ein Gleiches zu thun.

Der Bauer stimmte das Lied an: „Eine selte Burg ist
unser Gott!“; das Weib machte aber auf den Teufel seinen
Eindruck und er blieb ruhig sitzen; erst als der Bauer
die Worte schrie: „Wißt Du fahren“, so fuhr mit in
sein Namen“, verschwand das alte Weib augenblicklich.
Die Erklärung von der angeblischen Erscheinung legte
Berlin berichtig in Schreden, daß Wittgottdienste in den
Kirchen verankert wurden. Selbst der Große Kurfürst,
der doch wohl einer der aufgeklärtesten Regenten jener
Zeit war, glaubte an den Teufel und erzählte oft einen
sehr unartigen Scherz, den der Teufel an dem Hufe seiner
Tante, der Königin von Schweden, welche nach dem Tode
ihres Gemahls, des bei Lützen gefallenen Gustav Adolfs,
auf dem Schlosse zu Küstrin wohnte, verübt haben sollte.

Es wurden eines Tages der Stab des Hofmarschalls,
als er in seinem Hause die Königin erwartete, sowie an
einem anderen Tage, als die Königin mit ihrem Hofstaat
der ihrem Kanzler zu Gast war, die Kragen und Klei-
derabatten der Hofjungfrauen auf eine so unflätliche
Weise verunreinigt, daß die Damen das Gemach verlassen
und sich umkleiden mußten. Man schrieb anfangs die
Schuld einem fremden, der Zauberei verdächtigen
Erdmann zu, welchem von den Frauensimern — so jagt
der Chronist — nach seiner Einbildung nicht genug Ehre
angehan worden war.

Es fand sich aber bald, daß der Teufel dieselbe Unflut
vermittelst einer alten Tobengraberin angeflüßelt hatte.
Das unglückliche Weib wurde auf die Folter gelegt, und um
der fürchterlichen Qual zu entgehen, gestand sie zu,
das Verbrechen begangen und im Dienste des Teufels
gestanden zu haben. Sie büßte die angeblische Schuld
durch den Feuer Tod.

Als in Berlin nach der prachtliebenden Zeit des ersten
Königs, Friedrich Wilhelm I. und mit ihm der Kräftigkeit
zur Regierung kam, der in Berlin geistliche Zustände
herbeiführte, die selbst dem Teufel nicht behagen
konnten, hätte man doch glauben sollen, daß der Glaube
an den persönlichen Teufel überwinden sei, umsonst, als
der realistische König sofort bei seinem Regierungsantritt
alle Verloqungen der Zauberei und Herzeien unterwarf
hatte. Ungefahr am Ende der 1720er Jahre war eine
Müllerswöchter, Namens Dorothea Steffen, wegen lächer-
lichen Lebenswandel eingesperrt und lag in der damaligen
Stadtvogtei, dem Kalmböck, die Dirne wollte sich
wohl interessant machen und da sie auch wußte, daß sie
weder gefoltert, noch verbrannt werden würde, gab sie im
Berhör an, daß sie einen Pakt mit dem Teufel geschlossen
habe. Sie erzählte: er sei ihr auf dem Bidding erschienen
und zwar lei er mit blauem Gewand und rother, mit
Gold geflickter Weste bekleidet worden. Sie habe ihm eine
Handchrift über die Seele gegeben und diese mit ihrem
Blute unterschrieben; sie habe dafür vom Teufel ein Ge-
schenk von zehn Dukaten erhalten. Die gelangte Geit-
lichkeit Brlins geriet über diesen Vorfall in Aufregung
und versuchte, die gekündliche Dirne aus dem Klauen des
Teufels zu befreien und denselben aus ihr herauszutreiben.
Alle Bemühungen waren vergebens; die Dirne fuhr wahr-
scheinlich zu ihrem Vergnügen fort, die Geistlichen un-
flätig zu beschimpfen und behauptete, daß ihr Pakt mit
dem „Gott sei bei uns“ nicht gelöst sei.

Der König befahl, als ihm das gemeldet wurde, die
Dirne einfach laufen zu lassen und das war wohl das Beste.
In diesem Falle zeigte sich der König weit fort-
geschrittener und aufgeklärter als seine Zeitgenossen, ja
als deutliche Obrigkeit zwanzig Jahre nach diesem Vor-
falle. So wurde z. B. in Würzburg 1749 Maria Re-
nata als Zauberin mit dem Schwerte hingerichtet und
dann verbrannt und die hohe Obrigkeit ließ damals eine
Ermahnung an das Volk drucken, welche unter Anderm
die Worte enthielt: „Es giebt zu unsern Zeiten Leute,
welche weder an Hegen, noch an Zauberei, noch an den
Teufel, noch an Gott selbst glauben; diese Unflätigen
müssen, wenn sie nicht vollständig benutzlos sein wollen,
zufehen, daß auf der Welt seien Hegen und Zauberei,
mitin auch ein Teufel, von welchem sie ihre Kunst er-
lernen.“

Als unter Friedrich dem Großen die Aufklärung immer
weitere Schichten des Volkes ergriff, verschwand der per-
sönliche Teufel, wenigstens infosen aus Berlin, als er
nicht mehr die Bewohner in Schreden setzte und allerlei
Unflut trieb.

In den Streitigkeiten der Theologen ist er noch vor
wenigen Jahren in Berlin zu finden gewesen.

Für Redaktion verantwortlich: H. Koegler.

Verlag und Druck von R. Klettchmann in Halle.
Expedition des Halle'schen Tageblattes; Große Ulrichstraße 19, geöffnet von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends.